



Wo der Schrecken solche Schönheit gebiert, muss man mit den wildesten Geschichten rechnen: Island ist nicht ohne Grund das Sagaland.

Foto: dapp

Manchmal reicht es noch für einen Ratschlag

Sagas Der Gastlandauftritt bei der Buchmesse ist eine Gelegenheit, Islands Literaturgeschichte kennenzulernen. Von Armin Ayren

Nächste Woche in Frankfurt werden sie in aller Munde sein: die isländischen Sagas. Aber was ist das? „Als ‚saga‘ (Erzählung, Geschichte, Saga)“, so Jürg Glauser in seiner lesenswerten isländischen Literaturgeschichte, „bezeichnet man im Isländischen allgemein eine in Prosa erzählte Geschichte. Als literaturhistorischer Fachbegriff wird Saga daneben für eine umfangreiche Gruppe von Prosazerählungen aus dem isländischen und zum Teil norwegischen Mittelalter verwendet.“

Glauser unterscheidet acht Gruppen von Sagas: Heiligensagas, Königssagas, Bischofssagas, Gegenwartssagas (aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert), Vorzeitsagas (etwa die Völsungasaga), übersetzte Rittersagas, Märchensagas oder originale Rittersagas, Antikensagas und die etwa drei Dutzend sogenannten Isländersagas oder Familiensagas. Von diesen bringt S. Fischer jetzt eine umfangreiche Auswahl heraus: 27 Sagas und 38 kürzere Erzählungen (eine davon in zwei Fassungen).

Mehr Mord & Totschlag als Fantastik

Diese bekanntesten Werke der Sagaliteratur handeln, so Glauser, „von isländischen Individuen und Geschlechtern und beschreiben einen Zeitraum ca. vom 9. bis 11. Jahrhundert“, also die Zeit der sogenannten Landnahme. Damals kamen vor allem Norweger nach Island, gründeten Höfe und lagen immerzu miteinander im Streit. Niedergeschrieben wurden diese Sagas vom 12. Jahrhundert an von unbekanntem

Autoren; es gibt nur Abschriften, keine einzige Originalhandschrift. Es ist ähnlich wie beim Nibelungenlied: Die Sagas erzählen vom Leben vor Jahrhunderten, spiegeln aber auch die Zeit der Niederschrift.

Die Neuausgabe, rechtzeitig zur Buchmesse erschienen, wo Island dieses Jahr Gastland ist, lässt die literarische und kulturgeschichtliche Bedeutung der Sagas zum ersten Mal in vollem Umfang erkennen: unvermittelt zwischen Imperfekt und Präsens wechselnde, Skaldenstrophen enthaltende Texte von einer Wildheit, die uns heute fremd anmutet. Diese heftigen Fehden, geprägt von Mord und Totschlag, Rache und Sühne, die ewigen Rechtsstreitigkeiten dominieren so sehr, dass andere Themen, zum Beispiel ausgedehnte Fahrten in benachbarte Länder Skandinaviens, aber auch bis nach Rom und Konstantinopel, oder Prophetie, Zauberei und Gespenstisches in den Hintergrund treten.

Dabei macht gerade dieses fantastische Element oft den Reiz der Sagas aus: Wenn man zum soundsovielten Mal liest, wie jemand ganz plötzlich von seinem Gegner umgebracht wird, ist es erfrischend, wenn der Tote noch einmal aufsteht und seiner Witwe gute Ratschläge gibt, ihr sogar ihr weiteres Schicksal weissagt, um sich erst dann endgültig niederzulegen.

Die Geschlossenheit und Kraft des Nibelungenlieds erreichen diese Sagas nie; sie sind auch nicht immer gut strukturiert. Einige ermüden den Leser schon nach wenigen Seiten erheblich, vor allem weil oft eine

solche Fülle von Personen mit immer wieder ähnlichen Namen auftaucht, dass man rasch den Überblick verliert. In der 353 Seiten langen Njall-Brennu-Saga (die Halldór Laxness in seinen Romanen oft erwähnt) sind es etwa sechshundert. Trotzdem üben die Sagas einen eigentümlichen Sog aus, einen stärkeren als etwa die Eddalieder, die europäische Festlandsagen in die kleinere isländische Inselwelt verpflanzen.

Leider wurde nicht immer mit der gebotenen Sorgfalt übersetzt. Die Herausgeber sagen: „Viele Übersetzer haben zum Entstehen der neuen Ausgabe beigetragen. Wenn die Übertragungen dadurch einen je individuellen Ton bekommen haben, dann ist dies durchaus beabsichtigt.“ Das ist, mit Verlaub, eine ziemlich fadenscheinige Beschönigung der Tatsache, dass keine ordnende Hand eingegriffen und wenigstens die auffälligsten Mängel verhindert hat.

Die Lektüre ist nicht einfach

Es gibt massenhaft Grammatikfehler, vor allem falsche Konjunktive – kein einziger der vierzehn Übersetzer beherrscht den Konjunktiv! Viel schlimmer aber ist ein häufig dem Sagatext völlig unangemessener Wortgebrauch, der wohl modern wirken soll: „rauskommen, davon ausgehen, dass . . .“, blendend aussehen, informieren, transportieren, eine Heirat arrangieren, Garantien abgeben, es gab keine Probleme beim Schafabtrieb, prominente Männer“. Wie würden wir es finden, wenn ein Übersetzer des Nibelungenlieds schriebe: „Siegfried informierte die Burgunden von seinen Absichten und bat sie, die Heirat mit Kriemhild zu arrangieren.“

Besonders grotesk wirkt die Anrede „Herr“. Man hätte sich beim Übersetzen

vielleicht an Laxness orientieren sollen. Der schrieb in der „Litanei von den Gottesgaben“: „Die Isländer überließ ein kalter Schauer, als sie hörten, dass ihr Landsmann mit ‚Herr‘ angeredet wurde, was bekanntlich nur in ausländischen Hintertreppenromanen vorkommt.“

Ein Vergleich mit früheren Übersetzungen etwa in der „Sammlung Thule“ zeigt: die neuen sind nicht unbedingt besser. Es ist kein Gewinn, wenn man Namen nicht übersetzt, sie aber auch nicht erklärt. Bei Thomas Esser heißt die erste Figur in der „Saga von den Leuten aus dem Laxárdal“ Ketill Flatnef, die alte Übersetzung von Rudolf Meißner (1923) heißt „Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal“, die Figur Ketil Flachnase. Meißner trifft auch Sprachrhythmus und poetischen Ton besser: „Dann rüstete sich Ketil zu seiner Abreise nach Westen übers Meer.“ Esser: „Danach bereitete Ketil seine Ausreise nach Westen übers Meer vor.“

Wenn man sich in dieser großen Ausgabe auf weniger Sagas beschränkt und ihnen dafür mehr sprachliche Sorgfalt hätte angedeihen lassen, wäre weniger mehr gewesen. Dankbar vermerkt sei aber, dass Einführungen zu jedem Text sowie der informative Begleitband den Zugang zur oft nicht einfachen Lektüre erleichtern.

Isländersagas. Hg. von Klaus Böldl, Andreas Vollmer und Julia Zernack. 14 Übersetzer. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main. 4 Bände (zus. 3045 Seiten) und ein Begleitband (301 Seiten). 98 Euro, ab 30. Juni 2012 118 Euro.

Jürg Glauser: Island – Eine Literaturgeschichte. J. B. Metzler Verlag, Stuttgart und Weimar. 245 Seiten, 24,95 Euro.

Zeitreise zu sich selbst als junger Frau

Überraschung Véronique Olmi schreibt über „Die erste Liebe“. Von Barbara Schaefer

Ein französisches Roadmovie mit furioser Einstieg: die Ich-Erzählerin Emilie weiß, was sie für diesen Tag erwartet. Sie wird ihre Silberhochzeit feiern, es soll ein perfekter Abend werden. Natürlich kommt es anders. Als sie den Rotwein für die Lammschulter aus dem Zeitungspapier auswickelt, sieht sie eine Anzeige: „Emilie, Aix 1976. Komm so schnell wie möglich zu mir nach Genua. Dario.“

Sie dreht den Herd aus, löscht die Kerzen, setzt sich ins Auto und fährt los. Sie ist überzeugt, die Anzeige habe ihr gegolten. Aber sie irrt sich, wenn sie denkt, sie fahre zu ihrer Jugendliebe. In Wahrheit bricht sie auf in ihre Jugendjahre. Dass so eine Fahrt ihr Ziel verfehlen muss, versteht sich. Denn anders als George in Benoîte Groults Sommerroman „Salz auf unserer Haut“ hat Emilie ihre erste Liebe, und damit ihre Jugend, nicht in die Gegenwart getragen, weshalb sie diese so vermisst. So erklärt sich das Motto

von Pasolini, das die Autorin ihrem Roman voranstellt. Emilie denkt an die wilden Gefühle von früher.

Der Gedanke liegt nahe, die Ehe der Flüchtenden könne so gut nicht gewesen sein, wenn sie Hals über Kopf alles stehen und liegen lässt. Aber welche Ehe könnte schon mithalten mit Bildern im Kopf von einer frühen Liebe? In ihrer Mildlife-Crisis erinnert sich Emilie an die wilden Gefühle von früher. Und sieht, wie sehr sie sich von dort entfernt hat. Sie habe, schreibt Olmi, so viel Zeit damit verloren, „alles auf mich zu nehmen, dass ich dabei über Bord gegangen bin“.

Drei Ebenen hat dieses Buch, zwei davon liest man gerne und atemlos. Emilie fährt durch Frankreich, zu diesem Dario. Und währenddessen erinnert sie sich an früher. Sehr gelungen verwebt Olmi dies miteinander, die Verlorenheit und Unruhe der Frau unterwegs, und die Rückblenden. Dario war der Schwarm aller, und der Leser kann sich kaum dagegen wehren, in ihm einen modernen Tadzio zu sehen, einen androgynen Jungen, der die „ferne Anmut florentinischer Gemälde“ hatte.

Emilie spürt, wie ihr im Leben immer mehr Liebe abhanden kam. Ein liebevolles Verhältnis hatte sie zu ihrer Schwester, die „ein Chromosom zu viel hatte“. Ihre drei Töchter sind erwachsen und aus dem Haus, an ihnen, wie wohl auch an sich selbst, vermisst sie das Ungestüme der Kindheit, sie haben aufgehört „Quecksilber zu sein“. Mitunter schreibt Olmi absatzlange Sätze, vor allem, wenn es spannend ist, man fliegt lesend nur so über die Seiten.

Leider kippt der Roman bei der Ankunft in Genua, im dritten Teil. Hier triumphiert das Klischee, das Haus am Ziel ihrer Reise ist eine Villa auf einem Hügel. Da müssen die Fensterläden schlecht gestrichen sein, es gibt volle Backöfen und vergossenen Wein auf schweren Tischtüchern. Nur mit Dario ist alles anders, aber der Leser hat auch nichts anderes erwartet.

Véronique Olmi findet immer wieder passende Bilder für vehemente Gefühle, wenn sie etwa schreibt: „Der Mittelpunkt der Erde saß tief in meinem Bauch.“ Doch vor allem weht Wehmuth durch diesen Roman. Verrückt wäre also nicht der überstürzte Aufbruch aus einem eingespielten Leben zu nennen, sondern, wie Olmi schreibt, „dass wir alle, absolut alle verückt sind, nicht einen Rest der Jugend in uns bewahrt zu haben“.

Véronique Olmi: Die erste Liebe. Roman. Aus d. Französischen von Claudia Steinitz. Verlag A. Kunstmann, München. 284 S., 19,90 Euro.

Meine Buchtipps

Sonja Greiner-Goeser

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Sonja Greiner-Goeser von der Buchhandlung am Bubenbad in Stuttgart.

Erfolgstitel der Woche

M. Kumpfmüller: Die Herrlichkeit des Lebens Doris Dörrie: Alles inklusive

Neuerscheinung der Saison

Eugen Ruge: In Zeiten des abnehmenden Lichts

Mein Lieblingsbuch

Renate Feyl: Lichter setzen über grellem Grund

Renate Feyl schildert das Leben der bedeutendsten Porträtmalerin des achtzehnten Jahrhunderts, Elisabeth Vigée.

Der aktuelle Krimi

Untote, Nachbars Katze und echte Polizeiarbeit

Stresstests Kriminormen darf man strapazieren, durch Fantastik, Zweifel, Ironie und sogar durch Fakten. Von Thomas Klingensmaier

Wenn von österreichischen Kriminalromanen die Rede ist, wird schnell das Granteln und Mosern gelobt, das kreative Schimpfen und blumige Schmähen. Christian Mährs Roman „Das unsagbar Gute“ ist ein schönes Beispiel dafür, dass dieses Lob in zu kleiner Münze erfolgt. Denn auch dieser Vorarlberger Autor ist bissig, aber er ist auf eine Weise geschmeidig, treffsicher und hinterfotzig, dass einem klar wird: es geht gar nicht um den grantelnden Ton, es geht überhaupt um den Ton. Mähr beginnt seinen Roman mit einem Haushaltsunfall in der Villa nebenan. Da ist noch keine Verbrecherhand im Spiel, und der Erzähler konzentriert sich ganz auf die Katze des Hauses. Noch bevor klar wird, dass eine verschrobene pensionierte Chemielehrerin ein Drogenlabor im Keller hat, noch bevor das missratene Enkelchen sich als Rauschgifthändler im gros etablieren will, ist eines klar: Christian Mähr könnte einen auch bei der Stange halten, wenn er nur weiter von der Katze erzählen würde.

Christian Mähr: Das unsagbar Gute. Deuticke, Wien. 319 Seiten. 17,90 Euro.

Durch die Straßen Londons wälzt sich erstreckender Fog, obendrüber fliegen Luftschiffe, von Automaten gesteuert. Wir befinden uns in „Affinity Bridge“ von George Mann im Jahr 1901, aber in einer

alternativen Variante des Viktorianismus. Die Bevölkerung fürchtet sich vor einem Bobbygespenst, eine aus den Kolonien eingeschleppte Seuche lässt lebende Tote umherschleulen. Trotzdem darf man diesen Steampunk-Roman als Krimi ansprechen. Der Autor George Mann fächert seine Welt mittels der Untersuchungen von Sir Maurice Newbury auf, einem Sonderagenten Ihrer Majestät, dem als Assistentin die clevere Miss Hobbes zur Seite steht. Leider wird „Affinity Bridge“ nicht der ideale Einstieg für Krimileser ins Fantastische. Mann ist ein Langweiler von Graden, der hölzernen, behäbig und mit den schalsten Floskeln arbeitet, was man nicht auf den Übersetzer schieben darf. In England ist die Newbury- & Hobbes-Serie trotzdem schon beim vierten Band angelangt.

George Mann: Affinity Bridge. Piper TB, München. 448 Seiten, 16,95 Euro.

Viele junge Journalisten träumen davon, die Welt zu verändern, indem sie enthüllen, wie es ganz oben bei den Mächtigen zugeht. David Simon von der „Baltimore Sun“ wollte die Welt mit anderen Geschichten verändern. Er war lange der Polizeireporter seiner Zeitung, hat vom alltäglichen Desaster auf den Straßen erzählt, von den Momenten, wenn soziale Spannungen und individueller Druck sich entladen. 1988 hat er ein ganzes Jahr lang die Detectives der Mordkommission begleitet und über das Erlebte ein Buch geschrieben. „Homicide – A Year on the Killing Streets“ verwischt die Grenzen zwischen Roman und Dokumentation. Es macht die Cops zu Beobachtern, Opfern und Symptomen einer großen gesellschaftlichen Verlogenheit

DIE KRIMIZEIT-BESTENLISTE

Die Krimizeit-Bestenliste wird monatlich aus den Voten von 17 Kritikern ermittelt.

1. **Norbert Horst:** Splitter im Auge
2. **Dominique Manotti:** Einschlägig bekannt
3. **Didier Daeninckx:** Tod auf Bewährung
4. **Joe R. Lansdale:** Gauklersommer
5. **Walter Mosley:** Manhattan Karma
6. **Pete Dexter:** Deadwood
7. **J. C. Wagner:** Licht in einem dunklen Haus
8. **Kate Atkinson:** Das vergessene Kind
9. **Massimo Carlotto:** Bandenliebe
10. **Simon Urban:** Plan D

und hat nicht zu Unrecht den Edgar gewonnen. Aus dem Buch entstand die exzellente TV-Serie „Homicide“, danach wechselte Simon ganz zum Fernsehen und entwickelte für HBO „The Wire“. Erst jetzt traut sich in Gestalt von Kunstmann ein deutscher Verlag an „Homicide – Ein Jahr auf mörderischen Straßen“. Was einen angesichts der Härte dann doch nicht wundert.

David Simon: Homicide. Antje Kunstmann, München. 800 Seiten, 24,90 Euro.

Etwas Grausiges ist passiert. In der hintersten Provinz Italiens, wo so etwas nicht im Strudel der nächsten Schreckensmeldungen untergeht. Trotzdem braucht es in Sandro Veronesis „XY“ beinahe ein Viertel des Romans, bis wir erfahren, was ein paar entsetzte Dörfler anfangs im Wald finden. Veronesi nutzt zwei Erzähler, den Dorfpfarrer und eine Psychologin aus dem Kreiskrankenhaus, um uns zunächst die Unfähigkeit zur Benennung des Gesehenen hie, die fruchtlose Neugier da zu zei-

gen. Die Behördenvertreter mauern und vertuschen, zugleich setzen sie jeden unter Druck, von dem sie sich ein Fünkchen Aufklärung erhoffen. Veronesi strebt keine Politektion über beamtete Märchenerzähler an. Er setzt sich in seiner sehr literarischen Sprache, die wieder und wieder inneren Tumult abbilden will, mit dem Krimi an sich auseinander, mit dem Vertrauen auf Erklärbarkeit und Rekonstruierbarkeit eines Störfalls. Das Irrationale wird hier das aggressive Schwarze Loch, in das alle Gewissheiten stürzen müssen.

Sandro Veronesi: XY. Klett-Cotta, Stuttgart. 393 Seiten, 22,95 Euro.

Peter Straub ist Horrorautor. Dass er auch über Serienkiller geschrieben hat, wundert wenig, schließlich oszilliert das Genre zwischen Ausweidungsrealismus und Dämonenbeschwörung. Für den Comic „Green Woman“ hat Straub sich mit dem Drehbuchautor Michael Easton und dem Zeichner John Bolton zusammengesetzt und den Serienkiller Fielding Bando lier aus seinen Romanen reaktiviert. Der Comic raubt der Geschichte von vornherein die Könnte-passieren-Attitüde. Boltons Zeichnungen sehen wie übermalte Filmbilder aus, was „Green Woman“ auch als Zitatesuchspiel funktionieren lässt. Andererseits wirken die Panels sehr gestylt, vor allem die Frauen bekommen püppchenhafte Züge. Dafür finden sich aber wieder Züge satirischer Übertreibung, und der Killer wird ein aus den Halteketten gelöstes Stück amerikanisches Seelenleben.

Peter Straub: Green Woman. Panini Comics, Stuttgart. 160 Seiten, 16,95 Euro.